

Jenseits der Dualität von Familienpflege und Gruppenbetreuung: Heimerziehung in internationaler Hinsicht

Teil I

Kiaras Gharabaghi

Trotz starker Kritik der stationären Hilfen von allen Seiten ist die binäre Rahmung von Familie gegen Gruppe im internationalen Kontext problematisch. Der folgende Beitrag erläutert die Nuancen der familienbasierten Betreuung in Bezug auf verschiedene nationale Kontexte und zeigt mögliche Folgen einer unkritischen Bevorzugung von Familien- gegenüber Gruppensettings auf. Er ergänzt den Themenschwerpunkt dieser ForE-Ausgabe zur zukünftigen Heimerziehung

Überall auf der Welt wachsen viele Kinder und Jugendliche in irgendeiner Form von außerhäuslicher Betreuung auf. Wie diese Betreuung aussieht, ist sehr unterschiedlich und kann von großen Heimen und „Waisenhäusern“ auf der einen Seite bis hin zu familienbasierten Settings in Form von Verwandtenpflege oder Pflegefamilien auf der anderen Seite des Spektrums reichen.

Binäre Wahl zwischen Familie und Institution?

Seit Jahrzehnten gibt es heftige Debatten darüber, wie die das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen in öffentlicher Verantwortung außerhalb der Herkunftsfamilie aussehen sollte. Meistens haben sich die Debatten zugunsten der familienanalogen bzw. familienbasierten Settings weg von institutionellen Erziehungsformen und Gruppen entwickelt (Stockholmer Erklärung 2003; Brown 2009; National Academy of Sciences 2016; Zeanah & Humphreys 2020). Andere argumentieren, dass gerade das Aufwachsen in institutionalisierten Settings eine starke integrative, partizipative und bildungsorientierte Funktion haben muss, sodass Kinder und Jugendliche Orte vorfinden, in und mit denen sie ihre Rechte auf Teilhabe, Schutz und Förderung realisieren können. (Whittaker et al. 2016).

Standpunktübergreifend zieht sich durch die Debatten jedoch ein Muster, bei dem außerfa-

miliäres Aufwachsen häufig als binäre Wahl zwischen Familie und Institution/Einrichtung dargestellt wird. In Wirklichkeit gibt es eine solche Binarität nicht; familienbasierte Erziehungssituationen sind oft stark institutionalisiert und das, was man als Wohngruppen oder institutionelle Betreuung bezeichnen könnte, ist oft sehr informell und viel familienähnlicher. Die binäre Darstellung der außerfamiliären Unterbringung lässt auch gemeindebasierte Modelle außer Acht, wie z. B. das Isibindi-Modell in Südafrika und darüber hinaus (Visser, Zungu, & Ndala-Magoro 2015) oder traditionelle Betreuungsmodelle in indigenen Gemeinschaften in Kanada (Ontario Ministry of Children and Youth Services 2013). Eine Positionierung zugunsten des einen oder anderen Endes des Spektrums spiegelt fast immer bestimmte soziale Positionen wider und ignoriert breitere gesellschaftliche und kulturelle Kontexte. Die Heimunterbringung in Deutschland (Wolff 2017) unterscheidet sich stark von der Heimunterbringung in Indien (Modi & Kumar Das 2018); die familienbasierte Betreuung in Kanada (Commission to Promote Sustainable Child Welfare 2012) nimmt Formen an, die in Südafrika als stark institutionalisierte Betreuung gelten würden (Khan 2021). Tatsächlich nehmen sowohl familienbasierte als auch institutionelle Betreuungsformen selbst innerhalb nationaler Rechtsordnungen viele verschiedene Formen an und umfassen sowohl formelle als auch

informelle Elemente, unterschiedliche Grade externer Aufsicht und Regulierung sowie unterschiedliche Grade der Professionalisierung. Aus der Sicht junger Menschen, die außerhalb ihrer Herkunftsfamilie aufgewachsen sind, gibt es positive und negative Erfahrungen, die offenbar nichts mit der Form der Unterbringung und des Aufwachsens zu tun haben. Auf der positiven Seite berichten junge Menschen über positive Beziehungen zu Betreuungspersonen, unabhängig davon, ob sie in familienbasierten oder institutionalisierten Settings aufgewachsen sind (Duke, Farruggia, & Germa 2017). Gleichzeitig berichten viele junge Menschen in all diesen Kontexten auch über Erfahrungen von (sexualisierter) Gewalt, Vernachlässigung und sogar Einsamkeit (Hernandez 2021; Mountz, Capous-Desyllas, & Perez 2020; Riebschleger, Day, & Damashek 2015). Nahezu überall auf der Welt berichten junge Menschen, die außerhalb der Herkunftsfamilie aufwachsen, über Bedenken hinsichtlich der Achtung ihrer Rechte gemäß dem Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte des Kindes (UNCRC), ihrer Fähigkeit zur sinnvollen Beteiligung an Entscheidungen, die ihr Leben betreffen, und ihres Zugangs zu Familie, Freunden sowie zu Technologie, Internet und sozialen Medien (Collins et al. 2021; deValk et al. 2019; Whitehead et al. 2007). Unabhängig davon, ob sie aus familienbasierten oder institutionellen Settings ausscheiden, gibt es überall ähnliche Probleme beim Übergang ins Erwachsenenleben: Wohnen, Beschäftigung, Bildung, finanzielle Stabilität, Umgang mit erwachsenen Beziehungen, unzureichende soziale und emotionale Unterstützung, fehlende Traumabehandlung nach der Betreuung und viele andere Probleme scheinen für diese jungen Menschen auf ihrem Weg aus dem Hilfesystem ins Erwachsenenalter allgegenwärtig zu sein (Dumont, Lanctot & Paquette 2022; Pryce et al. 2016; Melkman 2017). In einigen Kontexten ist das Risiko für das Erleben sexualisierter Gewalt, geschlechtsspezifische Diskriminierungserfahrungen und Zugangsbarrieren, Menschenhandel und andere Katastrophen ebenfalls offensichtlich (Roberts 2020; West 2017; Lim et al. 2020).

Stationäre Heimunterbringung in unterschiedlichen Ländern

In den meisten Teilen der Welt ist die Heimunterbringung, d. h. das gemeinschaftliche Aufwachsen von Gruppen junger Menschen

durch bezahlte Betreuer*innen, nach wie vor ein wichtiger und oft unverzichtbarer Bestandteil der außerfamiliären Unterbringung (Islam & Fulcher 2016). Im globalen Süden, einschließlich der meisten afrikanischen und asiatischen Länder, ist die stationäre Betreuung die Hauptkomponente der staatlich regulierten Kinderschutzsysteme (Roche 2017), obwohl es bemerkenswert ist, dass im gesamten globalen Süden westliche Organisationen nach wie vor maßgeblich am Betrieb von Betreuungseinrichtungen beteiligt sind, die häufig auf missionarischen oder karitativen Dienstleistungsmodellen basieren (Chege 2018). Die Art der Einrichtungen variiert beträchtlich und umfasst sowohl große institutionelle Einrichtungen und Waisenhäuser (wobei Kinder und Jugendliche, die in Waisenhäusern leben, oft keine Waisen sind) als auch kleinere Basisinitiativen, die von einer Kombination aus bezahltem Personal, Freiwilligen und Ehemaligen der Einrichtung selbst betrieben werden. In Trinidad beispielsweise gibt es von religiösen Organisationen betriebene, aber staatlich geregelte Betreuungseinrichtungen neben einem sehr informellen und weitgehend unregulierten Heim, das von einer 80-jährigen Frau mit Unterstützung von Gemeindemitgliedern betrieben wird und bis zu 40 Kinder und Jugendliche betreut (Roberts 2020). In Jamaika bietet eine Start-up-Organisation für soziale Innovation Jugendlichen, die im öffentlichen Hilfesystem aufwachsen, eine landwirtschaftliche Berufsausbildung, Internatsplätze und therapeutische Unterstützung – wobei die staatlichen Vorschriften und Voraussetzungen zum Betrieb dieser Einrichtung sehr begrenzt sind (Williams 2020). In weiten Teilen des globalen Südens wird die Unterbringung in Heimen nicht als letzter Ausweg gesehen, sondern als eine Form der Unterbringung, die den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Kontext der jeweiligen Region berücksichtigt. Im globalen Norden wird die Heimunterbringung zunehmend als letzter Ausweg bezeichnet, wobei die staatlichen Behörden eindeutig fordern, dass alle familienbasierten Optionen (einschließlich Herkunftsfamilie, Verwandtschaftspflege und Pflegefamilien) ausgeschöpft werden, bevor eine Heimunterbringung in Betracht gezogen werden kann (Holmes, Connolly, Mortimer & Hevesi, 2018; Gharabaghi 2019). Darüber hinaus gibt es zwar große Unterschiede im Verhältnis zwischen familienbasierter Betreuung und Gruppenbetreuung (85

Prozent zu 15 Prozent in Kanada bis hin zu 4 Prozent zu 96 Prozent in Portugal), aber die Vorstellung, jahrelang in einem Heim aufzuwachsen, ist fast ausgestorben. In Nordamerika wird die Heimunterbringung nicht mehr als Ort des Aufwachsens gesehen, sondern entweder als kurzfristiger Ort der Sicherheit (wo Kinder oder Jugendliche wegen akuter Gefahr aus der Familie genommen werden müssen) oder als Ort der „Behandlung“ i.S. fachlich-therapeutischer Intervention, wobei die Familienzusammenführung oft das Ziel der Behandlung ist (Gharabaghi 2019).

Das Konzept der Unterbringung als letzter Ausweg hat erhebliche Auswirkungen auf den Sektor der Heimunterbringung und auf die jungen Menschen selbst. Es ist üblich geworden, dass junge Menschen mehrere gescheiterte Familienunterbringungen durchlaufen, bevor sie in eine Gruppenbetreuung kommen, oft mit dem Trauma der wiederholten Ablehnung (Chambers 2018). Belege für das wiederholte Scheitern von Unterbringungen in familienbasierten Betreuungssettings wurden in fast allen Ländern der Welt dokumentiert, darunter in Dänemark (Olsson, Egelund & Host 2012), in Deutschland (van Santen 2015), in Schweden (Sallnas, Vinnerljung & Kyhle Westermarck 2004), in den Niederlanden (Vanderfaeillie et al. 2018), in den Vereinigten Staaten (Konijn et al. 2019) und in Kanada (Perry, Daly & Kotler 2012). Der Behandlungsschwerpunkt im kanadischen (und insbesondere im ontarischen) System des stationären Aufwachsens liegt beispielsweise häufig auf der Behandlung der psychosozialen Schäden oder belastenden Erfahrungen, die durch eine unangemessene und nicht bedarfsgerechte Unterbringung junger Menschen in familienbasierten Betreuungssettings entstanden sein könnte. Dies ist vor allem im Zusammenhang mit den staatlichen Kinderschutzdiensten der Fall. Freiwillige stationäre Hilfeleistungen, die nur von kurzer Dauer sind und selten länger als neun Monate dauern, werden oft nicht als letztes Mittel eingesetzt, sondern als Teil eines Hilfeplans, der mit Familien- und ambulanten Familientherapeut*innen koordiniert wird. (Gharabaghi 2019).

Auch für das System der Heimerziehung als Ganzes haben sich erhebliche Auswirkungen ergeben. Der erklärte Schwerpunkt auf der familienbasierten Pflege hat dazu geführt, dass Dienstleistungen, die auf Gruppenpflegekultu-

ren beruhen, in familienbasierte Pflegedienste umbenannt wurden. In Kanada, den Vereinigten Staaten und dem Vereinigten Königreich beispielsweise ist eine große Zahl familienorientierter „Heime“ entstanden, die privat und gewinnorientiert betrieben werden. Diese werden als familienbasierte Betreuung bezeichnet, weil mindestens ein Erwachsener in der Wohngruppe lebt. Darüber hinaus werden jedoch alle jungen Menschen, die in der Einrichtung untergebracht sind, von einer/einem bezahlten Einzelmitarbeiter*in begleitet, was dazu führt, dass die Einrichtung einem traditionellen Gruppenheim sehr ähnelt und sich aus Sicht der Kinder und Jugendlichen auch so anfühlt.

Familienbasierte Pflege als Lösung?

Die internationalen Forderungen nach einem Ende der stationären Gruppensettings erscheinen angesichts des Mantras, dass „jedes Kind es verdient, in einer Familie aufzuwachsen“, zwingend. Dies klingt beruhigend und steht im Einklang mit der zentralen Stellung, die die Familie sowohl im globalen Süden als auch im globalen Norden in Bezug auf normative und gesellschaftlich tradierte Vorstellungen von Erziehung, die Sicherheit und das Wohlergehen von Kindern, emotionale Unterstützung und Stabilität sowie die Übereinstimmung mit psychologischen Theorien über Bindung, Zugehörigkeit, Pflege und Resilienz einnimmt. Es ist auch eine Reaktion auf breitere Medienbeiträge, die institutionelle Missstände und schrecklichen Kindesmissbrauch in Einrichtungen aufdecken, die als schützend und sicher gelten (The Guardian 2022; BBC News 2012; Frohlich & Metzner 2013; Dalgety 2022). Solche Berichte führen nicht nur zu großen öffentlichen Skandalen, sondern auch zu staatlich veranlassten Untersuchungen, die unweigerlich zu dem Schluss kommen, dass ein institutionelles Umfeld kein Ort für das Aufwachsen eines Kindes ist.

In der Tat scheint für viele junge Menschen eine familienbasierte Form des Aufwachsens durchaus angemessen. Studien in den Vereinigten Staaten und Kanada, in denen familienbasierte Betreuung und Gruppenbetreuung miteinander verglichen werden, zeigen häufig sehr viel positivere Ergebnisse für familienbasierte Settings im Vergleich zu stationären Gruppensettings, obwohl einige Studien auf das Gegenteil hinweisen oder nahelegen, dass es keine wirklichen Unterschiede bei

den Ergebnissen je nach Betreuungsform gibt (James, Roesch & Zhang 2012; Whetten et al. 2014). Dies ist jedoch irreführend und zeigt nicht die ganze Geschichte auf. Es gibt mindestens drei Möglichkeiten, wie diese Art von Vergleichen höchst irreführend sein können. Erstens ist das Konzept der familienanaloger Hilfen eine in sich sehr differenzierte Hilfeform. Selbst in Nordamerika und Europa, aber auch im globalen Süden gibt es viele Formen solcher Einrichtungen. An dem einen Ende des Spektrums stehen traditionelle Familiensettings, in denen ein Ein-Eltern- oder Zwei-Eltern-Haushalt, der entweder keine Kinder oder ein oder zwei eigene Kinder hat, ein Kind betreut, das dort untergebracht ist. Diese „Einrichtungen“ fühlen sich in ihrem eigenen kulturellen und sozialen Kontext wie eine Familie an. Sie sind klein und familienähnlich und basieren weitgehend darauf, dem dort untergebrachten Kind zu helfen, sich in eine bestehende Familiendynamik zu integrieren. Am anderen Ende des Spektrums kann es sich bei der familienbasierten Betreuung auch um einen Erwachsenen handeln, der gebeten wird, ganztägig in einem Haus zu leben, das einem Dienstleistungsanbieter gehört, mit einigen Verantwortlichkeiten für die Haushaltsführung, aber begrenzten Verantwortlichkeiten für die Betreuung. Stattdessen werden Fachkräfte für die Einzelbetreuung bestimmter junger Menschen eingestellt, wobei bis zu vier junge Menschen mit jeweils einer/einem eigenen Betreuer*in in der Einrichtung zusammenleben. Die Fachkräfte arbeiten nach einem Schichtplan, nehmen Urlaub, melden sich krank und melden sich bei anderen Fachkräften, die beim Dienstleistungsanbieter beschäftigt sind. Diese Art von familienbasierten Betreuungseinrichtungen spiegeln nicht die Familie an sich wider; sie heißen nur deshalb familienbasierte Betreuung, weil mindestens eine erwachsene Person auf Vollzeitbasis im Haus lebt. Darüber hinaus spiegeln sie die Dynamik der Gruppenbetreuung wider, allerdings in einer viel intensiveren und aufdringlicheren Form.

In allen internationalen Rechtsordnungen ist die Bezeichnung „familienbasierte Versorgung“ nicht gleichbedeutend mit einem bestimmten Betreuungsmodell oder eine Hilfeform. Stattdessen können solche Hilfeformen ein breites Spektrum institutioneller Merkmale aufweisen, sind häufig durch institutionelle

Prozesse im Zusammenhang mit der Dokumentation und Fallkoordination gekennzeichnet und spiegeln sicherlich nicht einheitlich den Geist des Mantras wider, dass „jedes Kind eine Familie verdient“. Gleichzeitig ist die Bezeichnung „stationäre Hilfen“/Gruppensettings oder institutionelle Betreuung nicht einheitlich von familienbasierten Dynamiken und Prozessen abgekoppelt. Viele gruppenbasierte Einrichtungen, von Wohngruppen in Deutschland über Kinderheime in Südafrika bis hin zu Live-in-Treatment-Einrichtungen in Kanada, spiegeln Familiendynamiken auf interessante Weise wider (Lee & Thompson 2008; Izzo et al. 2021; Kendrick 2013). Junge Menschen erleben ihre Beziehungen zu den Fachkräften/Betreuer*innen und sogar zu den Organisationsleiter*innen in diesen Einrichtungen häufig als intim, zuverlässig, vertrauensvoll und dauerhaft. Für viele junge Menschen stellen diese Einrichtungen eine Art von konstruierter Familie dar, die für sie von großem Wert ist.

Der Vergleich der Ergebnisse in Bezug auf die familienbasierte Betreuung und die Gruppenbetreuung auf der Grundlage der offiziellen Bezeichnung der Einrichtungen ist daher unzureichend und berücksichtigt nicht die gelebte Erfahrung innerhalb der Einrichtung; dies ist selbst ein Hinweis darauf, dass ein Großteil unserer Entscheidungsfindung bei der Festlegung dessen, was am besten für junge Menschen ist, oft ohne ihren Beitrag und ihre Beteiligung abläuft.

Zweitens gibt es große Herausforderungen bei der Operationalisierung der Rechte junger Menschen im Kontext familienbasierter Hilfeleistungen. Die Operationalisierung von Rechten ist zwar in allen Betreuungsformen eine Herausforderung, aber die Privatsphäre, die mit familienbasierten Betreuungsformen verbunden ist, macht dies zu einer besonderen Herausforderung. Der Beziehungskontext von Familien entfaltet sich außerhalb des staatlichen Einflussbereichs. Diese Beziehungen sind informell und durchdrungen von Familienkulturen und -bräuchen. Sie sind auch weitgehend unbeaufsichtigt und es gibt nur wenige Mechanismen der Rechenschaftspflicht, abgesehen von formellen Beschwerdeverfahren. Familien agieren in der Regel nicht innerhalb eines Rechtssystems (Steenbakkers et al. 2018; Kritz & Roundtree-Swain 2017). Selbst grundlegende Aspekte von Rechten,

wie die Sicherstellung, dass junge Menschen eine Stimme haben, um sich auszudrücken und an wichtigen Entscheidungen, die ihr Leben betreffen, teilzunehmen, werden durch die oft sehr starken hierarchischen Merkmale in Familienstrukturen abgeschwächt. Dieses Problem ist sowohl in geografischen Gebieten im globalen Süden als auch in ländlichen oder kleinstädtischen Gebieten im globalen Norden besonders relevant, wo patriarchalische, geschlechtsnormative und manchmal ausdrücklich rassistische, islamfeindliche und heteronormative Werte vorherrschen. In Ländern wie Kanada, den Vereinigten Staaten, dem Vereinigten Königreich und sogar in Kontinentaleuropa befinden sich familienbasierte Betreuungseinrichtungen (insbesondere Pflegefamilien) häufig in ländlichen oder kleinstädtischen Gebieten und spiegeln nicht selten Familienkulturen wider, welche stark von religiösen Orientierungen geprägt sind, die nicht immer flexibel sind und auf die Vielfalt und intersektionalen Identitäten der jungen Menschen, die in diesen Einrichtungen untergebracht sind, eingehen. In der Gruppenbetreuung sind die institutionellen Prozesse ausdrücklich darauf ausgerichtet, die persönlichen Ideologien und Wertesysteme der Fachkräfte abzuschwächen, um die Durchsetzung der Rechte von jungen Menschen zu erleichtern. Obwohl in diesem Zusammenhang noch viel mehr Arbeit erforderlich ist, schafft das Fehlen solcher institutionellen Merkmale in familienbasierten Betreuungssettings eine Lücke, die nicht durch alternative Prozesse ersetzt wird, wodurch junge Menschen den vorherrschenden Familienkulturen und -bräuchen sowie Hierarchien und Kontrollstrukturen ausgeliefert sind.

Die Schwachstellen, die sich daraus für junge Menschen in außerhäuslicher Betreuung ergeben, können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Für viele junge Menschen in diesen Einrichtungen sind Beschwerdeverfahren weitgehend unzugänglich und sie sind darauf angewiesen, dass die Betreuenden sie aktivieren. Darüber hinaus haben die jungen Menschen Zugang zu weniger Erwachsenen, an

die sie sich wenden können, wenn die Dinge unangenehm werden.

Drittens handelt es sich bei den Adressat*innen von stationären Einrichtungen häufig um Kinder- und Jugendliche, die zuvor in familienbasierten Settings gelebt haben und nicht selten mehrere solcher familienbasierten Unterbringungen er- bzw. überlebt haben.

Sie haben oft wiederholt das Scheitern von Unterbringungen in Familienbetreuungseinrichtungen erlebt und kommen mit den Schäden, die sie dadurch erlitten haben, in die Gruppenbetreuung. In Kanada ist es nicht ungewöhnlich, dass junge Menschen fünf- bis zehnmal in Pflegefamilien und anderen Formen der familienbasierten Betreuung untergebracht werden, bevor die Genehmigung für eine Unterbringung in einer Gruppenbetreuung erteilt wird (Gharabaghi 2019). Zu dem Zeitpunkt, an dem der junge Mensch in einer Gruppenbetreuung untergebracht wird, hat er bereits die Erwartung gewonnen, dass die Unterbringung scheitern wird, und oft hat sich auch sein Widerstand gegen neue Beziehungen und Bindungen verfestigt. In einigen Fällen kann die Reihe gescheiterter Unterbringungen zu Traumata geführt haben oder zumindest dazu, dass es für die Gruppenbetreuung sehr viel schwieriger ist, auf bereits bestehende Traumata zu reagieren. Es kann viele Monate und sogar Jahre dauern, bis das Vertrauen und die Beziehungen wiederhergestellt sind, die dazu beitragen können, mit einem jungen Menschen weiterzukommen. Solche Zeiträume stehen nur selten zur Verfügung; die Entschlossenheit, Gruppenbetreuung so weit wie möglich zu vermeiden, bedeutet auch, dass die durchschnittliche Verweildauer junger Menschen in Gruppenbetreuungseinrichtungen in vielen Ländern drastisch gesunken ist und oftmals auf sieben bis neun Monate begrenzt ist.

Teil II dieses Beitrages folgt in ForE 4/2022

*Kiaras Gharabaghi
Toronto Metropolitan University (formerly Ryerson University), Toronto Canada
k.gharabaghi@ryerson.ca*

Insights into a Future for Residential Care:

Designing a sustainable infrastructure for young individuals!

Die Kern-Forderungen des Zukunftsforum Heimerziehung liegen nun auf Englisch vor und können im internationalen Kontext weiter diskutiert werden:

<https://igfh.de/publikationen/broschueren-expertisen/insights-into-a-future-for-residential-care>.

Signs of Safety – eine dialogisch-partizipative und lebensweltorientierte Kinderschutzpraxis

Stefan Godehardt-Bestmann

Vielfältige Spannungsbögen im Bereich Kindeswohlgefährdungen

Eine der zentralen Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe liegt in der Ermöglichung und Gestaltung von Hilfeinteraktionen für die einzelnen Beteiligten sowie dem gesamten familiären und sozialen System hin zu einer selbstbestimmteren, gelingenderen Bewältigung ihres Alltags. Um lebensweltlich anschlussfähig zu sein, handelt Soziale Arbeit in und mit der Komplexität des Lebensalltags, statt diese in einzelne Teile zu zerlegen und damit das komplexe Zusammenwirken reduzierend zu trivialisieren (Bestmann/Godehardt 2020). Vieles in einem Familienalltag lässt sich schwer nachvollziehen, ist nicht ausreichend erklärbar und erscheint wie ein verworrenes Durcheinander ungeklärter, wechselseitiger Einflüsse. Jedoch werden vielmehr die Akzeptanz von Intransparenz und Nichtwissen (vgl. Wehling 2006), relationale Wechselwirkungs- und Selbstbestimmungsprozesse (Kleve 2016) sowie ein Autonomiebestreben und zugleich die Synergetik von Verhalten und Verhältnissen (Bestmann 2013) zur zentralen Herausforderung für das professionelle Versorgungssystem. Eine Befassung mit dem Alltag macht die Auseinandersetzung und zugleich die Akzeptanz von darin enthaltener Komplexität maßgeblich im Bereich des Kinderschutzes gleichsam notwendig. Im Selbstverständnis einer von Beherrschbarkeit und ergebnisorientierter Steuerungslogik geprägten Kultur scheint dies schwer aushaltbar zu sein. Daher sind eine Reihe an involvierten Fachkräften auf der Suche nach eher trivialisierenden, mechanistischen und zwischen den Polen ‚richtig vs. falsch‘ bzw. ‚gesund vs. krank‘ normierenden Erklärungsmodellen zur eindeutigen Identifizierung von Ursache und Wirkung, um aus ihrer Sicht handlungsfähig zu bleiben oder zu werden. (...) In der Praxis des Kinder- und Jugendschutzes ist eine Kultur des

Paternalismus quasi die „Standardeinstellung“. Eine solche Kultur trägt sowohl zu einer weiteren Entrechtung der Familien bei, mit denen die Kinderschutzorganisationen arbeiten als auch zur Erschöpfung der MitarbeiterInnen, die direkt mit den Familien arbeiten“ (Turnell 2012:8). Gleichwohl oder gerade deswegen stellt die Kinder- und Jugendhilfe, insbesondere im Bereich des Kinderschutzes, eine unbestritten herausfordernde, von Interessenskonflikten (vgl. Haase 2021:120) geprägte Arbeit für die verschiedenen Fachkräfte dar, insbesondere für die Mitarbeitenden des Jugendamtes.

Signs of Safety: ein partizipativ-lösungsfokussierter Ansatz Sozialer Arbeit im Kinderschutz

Der Ansatz Signs of Safety versucht bereits seit den 1990er Jahren, maßgeblich aus einem sozialarbeiterischen Verständnis heraus, in den anspruchsvollen Spannungsfeldern des Kinderschutzes die notwendigen professionellen Handlungsweisen, den dafür passenden organisationsstrukturellen Rahmen eines Jugendamtes und die damit einhergehenden Kooperationsysteme passgenau weiterzuentwickeln (Edwards/Turnell 1999). „Der Signs of Safety-Ansatz stellt die Ziele der KlientInnen in den Mittelpunkt der Arbeit und unterstützt PraktikerInnen, diesen Fokus nicht aus den Augen zu verlieren. Folgende Fragen sind dabei handlungsleitend: 1. Welche Ziele haben die KlientInnen? 2. Welche Ziele hat die Jugendwohlfahrt?“ (Roessler 2012, S. 37). Dies wird mit verschiedenen verfahrenstechnischen Tools handlungspraktisch in der Kinderschutzarbeit umgesetzt. Durch ‚Falllandkarten‘ zur Kontextualisierung rund um ein gefährdetes Kind werden alltagspraktische, realisierbare und realistische Sicherheitsfaktoren für das Kind bestimmt und für alle Beteiligten sichtbar und nachvollziehbar werden. Dabei werden